

Silke Göttisch-Elten

Bachelor – Studienreform als never ending story

1. Vorgeschichte

Studienreformen haben mich seit Beginn meines Studiums in den 1970er Jahren begleitet. Damals gerieten die Universitäten im Zuge der Demokratisierung von Bildung verstärkt in den Fokus der Politik. Das führte dazu, dass eingespielte Studienstrukturen einer durchgreifenden Revision unterzogen wurden. Die sogenannten Promotionsstudiengänge, zu denen auch die Volkskunde zählte und die allesamt nicht mit einem Staatsexamen endeten, mussten neu sortiert werden. Sie wurden in Grund- und Hauptstudium zerlegt, verlangten eine Zwischenprüfung und die Direktpromotion wurde nach und nach durch den Magister abgelöst. Als Begründung wurde angeführt, dass Studieninhalte transparent und Studienverläufe vergleichbar sein müssten. Die Festlegung einer Regelstudienzeit suggerierte Planbarkeit der erforderlichen Vermittlung von Studieninhalten. Das Ziel war die Vereinheitlichung von Studiengängen, die Planbarkeit von Ressourcen und Kapazitäten und letztlich die Angleichung des Studiums an andere Ausbildungsgänge. Schon damals wurde über Verschulung, den Verlust wissenschaftlicher Neugier und die Konfektionierung akademischer Bildung geklagt. Ich will das gar nicht weiter ausführen, sondern nur darauf hinweisen, dass bereits seit den 1970er Jahren das Studium an den Universitäten ständigen Transformationen unterworfen war.

2. Und dann auch noch BA/MA!

„Bologna-Prozess“ lautet das Schlagwort, mit dem die Einführung des Bachelors und des Masters als Studienabschlüsse präsentiert wurde. Das versprach zunächst einmal Internationalität, zumindest Europäisierung der Studiengänge und passte zur damaligen Europa-Euphorie. Außerdem erhielt der Bachelor das Label, ein „berufsqualifizierender Abschluss“ zu sein. Wie haben wir uns in den ersten Modulbeschreibungen gequält, diesen Anspruch auch abzubilden! Die intendierte Internationalisierung sollte sich angesichts des Bildungsföderalismus in Deutschland als schwer einlösbar erweisen, selbst ein Wechsel von Universität zu Universität in einem Bundesland geriet angesichts differierender Modulanforderungen zu einem Abenteuer. Aber Lamentieren war zwecklos, es entstand eine lukrative Evaluierungsindustrie, von der die Zulassung der Studiengänge abhängig war. Sechs Semester sollten reichen, um einen Kulturanthropologen, eine Europäische Ethnologin nicht nur disziplinär informiert, sondern auch noch berufsmarkttauglich „auszubilden“. Der „Bologna-Prozess“ überrollte die Universitäten in einer vorher nicht gekannten Konsequenz und „Alternativlosigkeit“.

Die Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie hat es anders als andere Fächer geschafft, so scheint mir, die Umstellung auf den Bachelor/Master auch als Chance zu nutzen, sich bei aller inhaltlichen Diversität über Strukturen und Inhalte, über Unverzichtba-

res und Schwerpunktbildungen in den Studiengängen zu verständigen. Die Diskussionen begannen 2002 auf der Hochschultagung in Rostock und wurden dann als regelmäßige Arbeitstreffen in Marburg und nun Tübingen fortgesetzt. Das hat bei allen unterschiedlichen Ansätzen und Fachidentitäten wesentlich dazu beigetragen, dass unter denen, die an den Universitäten das Fach lehrend und forschend vertreten, das Bewusstsein über die Bedeutung eines geteilten Selbstverständnisses wuchs. Die Diskussionen waren ja weit mehr als nur ein Austausch über Modulbenennungen, es ging auch um gegenseitige Anerkennung und die Vorstellung, was das Fach eigentlich im Innersten ausmacht, und das ist mehr als nur Methodenwissen und Kulturtheorie. Viele meiner Kieler Kolleg*innen aus anderen Fächern haben mir gesagt, wie dringend notwendig eine solche Verständigung über das eigene Institut hinaus auch für sie gewesen wäre.

Das Übereinkommen jedenfalls, die Studienleistungen und die Abschlüsse anderer Institute uneingeschränkt anzuerkennen, war ein wichtiger Schritt für den innerfachlichen Konsens.

3. Nachspiel

Aber es sind ja nicht nur das Fach und seine Vertreter*innen, die von der Einführung des BA betroffen waren. Es sind in erster Linie die Studierenden, die mit neuen Studienstrukturen zurechtkommen müssen. Während in der Phase der Umstellung von den Bachelor-Studierenden noch neidvoll auf die Magisterstudierenden geschielt wurde, ist heute Normalität eingeleitet. Sechs Semester müssen ausreichen, um die DNA des Faches zu vermitteln und zu verstehen. Das ist in der Tat wenig Zeit. Aber das scheint mir nicht das eigentliche Problem zu sein. Das Studienverhalten hat sich verändert. Wer mit dem Ziel Direktpromotion oder Magister ein Studium verfolgte, hatte sich „bewusst“ entschieden, und Studiengänge waren vorher in der Regel an Disziplinen gebunden.

„Irgendwas mit Ethno oder Kultur“ scheint heute für viele Studierende ein spannender Einstieg in eine universitäre Ausbildung, Berufsfelder stehen sehr viel stärker im Fokus und die Perspektive, mit dem Master noch andere Akzente setzen zu können, ist aus meiner Erfahrung für viele Studierende eine attraktive Option. Für sie wird das Fach austauschbar bleiben, und das vermittelte Wissen wird nicht als disziplinär verankert wahrgenommen. Aber dann gibt es natürlich jene Studierenden, die sich einem Fach systematisch annähern und dann auch seine Spezifik begreifen, genau dazu dienen ja Studieninhalte. Und ich bin mir am Ende nicht sicher, ob das nicht auch in den Magisterstrukturen ganz ähnlich war.

Verlustdenken jedenfalls hilft hier wie übrigens überall nicht weiter. Im Gegenteil: Diejenigen, die das Fach lehrend und forschend vertreten, sollten Fachidentität und Fachinhalte mit der Studienstruktur BA denken, um so Studierenden ein Fach mit seinen spezifischen Fragestellungen, Forschungsansätzen und Denktraditionen nahezubringen.

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/01.07>